

Die katholischen Missionen.

Beilage für die Jugend.


Nro. 4.

Juli 1885.

„Liebet eure Feinde!“

(Eine Erzählung aus den Maori-Kriegen auf Neuseeland. — Fortsetzung.)

5. Unerwartete Kunde.

s war im Spätsommer 1860, als die „Seelilie“ auf der Rhebe von Auckland von Anker ging. Der Aufstand der Maori war keineswegs beendet. Im Gegentheil, der erste Häuptling der Insel, Wiremu-Kingi, schlechtlin der Maori-könig genannt, hatte sich an die Spitze der Bewegung gestellt und durch einen Engländer Namens Thomson eine förmliche Kriegserklärung gegen den englischen Gouverneur erlassen, welche manche bittere Wahrheit enthielt.

Man erwartete zur Zeit, als die „Seelilie“ auf der Rhebe von Auckland erschien, jeden Tag einen Angriff der Maori auf diese Stadt. Sämmtliche Stämme im Süden von ihr, etwa 7000 waffenfähige Männer, standen zu Wiremu-Kingi, und auch die nördlichen Stämme, welche bisher ruhig geblieben waren, wurden unzuverlässig. Begreiflicher Weise wurden die Bewohner von Auckland unruhig, und schon erhoben sich Stimmen, welche einen Friedensschluß verlangten und laut anerkannten, die Eingebornen seien durch vielfaches Unrecht gereizt. Aber Gouverneur Brown wollte nichts von Frieden wissen; unter allen Umständen müsse erst die Empörung niedergeschlagen und der Ruhm der englischen Waffen hergestellt werden, bevor man sich auf Unterhandlungen mit den wilden Nordbrennern einlassen könne. So wurden von allen Seiten Verstärkungen herbeigerufen, aus Australien, aus Indien, sogar einige Abtheilungen, welche im Krimkriege gedient hatten. Nach und nach stieg die Macht der Engländer auf etwa 10 000 Soldaten. Aber die Maori kannten alle Schlupfwinkel ihres gebirgigen Landes, lockten den Feind in Sümpfe und Dickicht, zogen sich vor stärkeren Abtheilungen zurück, während sie wie der Blitz über schwächere Schaaren in Engpässen und Bergschluchten herfielen, und so den Engländern empfindlichen Schaden zufügten.

Unser alter Freund Patrick O'Riel stand eines Morgens auf dem Verdecke des Kriegsschiffes und schaute sinnend nach Nordwesten, wo jenseits der grünen Wälder und zackigen, blauen Berge die Gegend am Hokianga lag, in welcher er vor wenigen Monaten noch mit Frau und Kind ein so glückliches Leben geführt hatte. Was war aus den Seinigen geworden? Waren sie todt oder schmachteten sie in der Gefangenschaft der Maori? In solchen Gedanken hatte der brave Irländer nicht bemerkt, daß sich von der Stadtseite her ein Boot näherte, und fuhr förmlich aus seinem Träumen auf, als plötzlich aus rauher Matrosenkehle der Ruf: „Boot — ahoi!“ ertönte.

Das Boot hißte eine Flagge, worauf sofort der Lieutenant die Schiffswache antreten ließ und ebenfalls durch eine Flagge das nun näher rudende Fahrzeug grüßte. Als bald kam der Kapitän auf Deck, um in eigener Person den Gouverneur zu

empfangen; denn keinen geringeren Besuch verkündete die große Flagge. Außer einigen Soldaten stiegen zugleich mit dem Gouverneur Brown zwei gefesselte Maori-Häuptlinge an Bord. Auf den ersten Blick erkannte der Irländer in dem einen derselben Te-Waturu, den er an jenem verhängnißvollen Abende bewirthet hatte. Ein Ruf des Staunens entrang sich unwillkürlich Patrick's Lippen, so daß der Maori seine Augen auf denselben richtete und einen Moment fast erschrocken schien. Rasch bezwang er aber seine Bewegung und stand nun ebenso stolz vor dem Gouverneur und Kapitän, wie sein Gefährte.

„Sie bringen uns Kriegsgefangene, Herr Gouverneur,“ sagte der Kapitän nach der ersten Begrüßung.

„Kriegsgefangene — je nun, man soll sie wenigstens einstweilen so behandeln. Eigentlich sind es Geiseln, die uns freiwillig in das Garn gingen.“

„Doch nicht die beiden Häuptlinge, die mit freiem Geleite nach Auckland kamen?“

„Eben dieselben. — Haben Sie etwas dagegen einzuwenden, Kapitän, wenn ich es für gut halte, diese Vögel einstweilen zurückzuhalten? Es ist ja wahrlich genug, daß man diese Nordbrenner nicht einfach standrechtlich niederschießt, wie sie es verdienen.“

Der ehrliche Seemann machte eine finstere Miene und sagte: „Die Verantwortung dieser Handlungsweise muß ich Ihnen überlassen, Herr Gouverneur. Mir steht es nicht zu, über dieselbe ein Urtheil auszusprechen, und es thut mir leid, diese beiden Feinde auf Ihrer Majestät's Schiff als Gefangene behandeln zu müssen.“

Diese Antwort, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ, verstimmte Mr. Brown augenfällig. So schlug er die Einladung des Kapitäns, mit ihm in seine Kajüte hinaufzusteigen, aus und ließ sich sofort zur Stadt zurückrudern.

Als das Boot von der „Seelilie“ abstieß, trat der Kapitän zu den beiden Häuptlingen und fragte: „Versteht einer von euch Englisch?“

„Te-Waturu hat verstanden, was der Häuptling dieses Schiffes dem Manne gesagt hat, der an uns treubruchig gehandelt,“ erwiderte unser Bekannter.

„Nun denn, so hast du auch verstanden, daß ich und, wie ich denke, jeder ehrliche Engländer diese List oder, um das rechte Wort zu brauchen, diesen Wortbruch verurtheile — sage es deinem Gefährten! Die Fesseln will ich euch sofort abnehmen, wenn ihr mir auf Ehrenwort verspricht, das Schiff nicht zu verlassen.“

„Glaubt der Häuptling dieses Schiffes, wir werden uns durch unser Wort gebunden halten, nachdem die Pakeha ihr Wort gebrochen haben?“

„Zum Kukuk, — muß der Heide uns Christen so verhöhnen!

ja ich glaube, daß ihr euer Wort halten werdet, wie jeder ehrliche Mensch, und so nehmt ihnen denn die Fesseln ab.“

Te-Waturu bot seine Arme dem Oberbootsmann, der die Handschellen löste; er dankte dem Kapitän und sagte: „Die Maori werden den Pakehas zeigen, daß man nicht umsonst auf ihr Wort baue; denn jetzt verspreche ich, nicht zu fliehen.“

Der Kapitän begab sich hierauf in seine Kajüte, nachdem er dem Quartiermeister einige Weisungen bezüglich der Gefangenen gegeben hatte. Der letztere rief Patrick O’Neil herbei und befahl diesem, den Maori Speise und Trank zu reichen; denn unser Irländer machte an Bord der „Seelilie“ auch den Stewart oder Aufwärter, da die wenigen Verwundeten, welche bis jetzt zu versorgen waren, ihm hierzu freie Zeit genug ließen.

„Sehr wohl,“ entgegnete Patrick, „nur möchte ich mit Eurer Erlaubniß vorher eine Frage an diesen Häuptling hier stellen. Ihr wißt Alle, wie ich Ende Februar durch die Maori Haus und Hof, Weib und Kind verloren habe, und ich glaube, der Mann da kann mir ein Mehreres darüber sagen. Du bist doch Te-Waturu, der an jenem Abende mein Gast war?“

„Ich bin es, Pakeha — der dich warnte und zur Flucht aufforderte.“

„Das thatest du; aber es war zu spät. Du hattest uns noch keine Stunde verlassen, da fielen die Mordbrenner über uns her. Und ich glaube, es waren deine Schaaren, Maori.“

„Es waren meine Schaaren,“ sagte Te-Waturu ruhig und richtete einen prüfenden Blick auf den Irländer. Er sah, wie Patrick O’Neil das Blut in’s Angesicht schoß und wie er ihm mit zornfunkelnem Auge ein hartes Wort zuschleudern wollte, während die Matrosen, die sich um die Gruppe drängten, schon laut gegen den Maori Partei nahmen.

„Also auch einer der Mordbrenner!“ sagte ein alter Seebär, und eine andere Theerjacke meinte: „Man sollte den Kerl einfach an die große Kaae knüpfen.“

Te-Waturu verzog über diese Worte der Umstehenden keine Miene; er schaute nur auf den Irländer, der sichtbar seine Bewegung nieder kämpfte, und wiederholte ruhig: „Es waren meine Schaaren“ — fast höhnisch beifügend: „Liebe nun deinen Feind!“

Dieses Wort brachte die Matrosen erst recht in Aufregung. Beinahe wären sie von den Schimpfworten, mit denen sie den Maori überschütteten, zu Thätlichkeiten übergegangen. Aber der Irländer wies sie zurück und gebot Ruhe. Dann sagte er: „Ich danke dir, Te-Waturu, daß du mich an meine Christenpflicht erinnerst. ‚Liebet eure Feinde‘, hat der Herr gesagt. Sein Gebot ist mir schon einmal schwer geworden, vielleicht schwerer als heute; aber im Gedanken an ihn, der am Kreuze seinen Mördern verzieh und für dieselben betete, will ich versuchen, ob es mir mit seiner Gnade gelingt, dir zu verzeihen.“

Staunend hörten die Matrosen diese edle Sprache; der Maori aber, der eine ganz andere Antwort erwartet hatte, fand zuerst keine Entgegnung. Dann trat er vor, ergriff die Hand des Irländers und sagte mit leuchtendem Auge: „Pakeha, verzeihe mir. — Ja wenn die Weißen alle wären wie du, dann würden Maori und Pakeha bald ein Volk von Brüdern sein, und unser Land wäre euer Land und euer Glaube unser Glaube! — Nun aber höre mich! Meine

Schaaren haben freilich dein Haus niedergebrannt; allein sie thaten es gegen meinen Befehl; ich kam leider zu spät, es zu verhindern, aber doch nicht zu spät, um dein Weib vom Tode zu retten.“

„Mein Weib, meine Marie lebt — wo ist sie? wo sind meine Kinder?“

„Dein Weib lebt in meiner Hütte; es ist ihm kein Haar gekrümmt worden. Was aber aus deinen Kindern wurde, weiß ich nicht.“ Und Te-Waturu erzählte, wie er die Frau des Irländers im entscheidenden Augenblicke der Wuth seiner Landsleute entriß, und wie seine Krieger auf die Kinder umsonst Jagd gemacht hätten. „Sie sind entweder todt,“ schloß er, „oder werden sich wohl zu irgend einem Weißen geflüchtet haben.“

„Todt, todt, ohne Zweifel,“ sagte der brave Patrick — „in dem Farrenkraute grausam verbrannt oder in den Wäldern langsam verhungert — der liebe kleine Bill mit seinen treuherzigen Augen, der gute unschuldige Johnny und der brave, fleißige Bob!“ Und die hellen Thränen liefen ihm in den Bart.

Die Umstehenden ehrten den Schmerz des wackern Mannes und zogen sich schweigend zurück. Zwei Offiziere und der Schiffsarzt, welche aus einiger Entfernung das Gespräch mitangehört hatten, traten nach einer Weile zu dem Irländer und trösteten ihn mit freundlichen, theilnehmenden Worten. Patrick wollte von dem Kapitän Urlaub verlangen, um sofort den Stamm Te-Waturu’s aufzusuchen und seine Frau aus ihrer Lage zu befreien. Aber Alle riethen von diesem tollkühnen und voraussichtlich erfolglosen Plane ab: „Wie willst du den Weg zu meinem Stamme finden, durch Wald und Sumpf und Berg und Thal, mehr als fünf Tagereisen weit? Du kannst dich keine drei Stunden von Auckland entfernen, ohne daß du in die Hände der Krieger Wiremu-Kingi’s fällst und von ihnen erschlagen oder gefangen genommen wirst. Ja wenn mir erlaubt würde, dich zu begleiten, so wollte ich mit meinem Kopfe dafür bürgen, daß ich dich und dein Weib heil nach Auckland brächte.“ So sagte Te-Waturu.

„Das wird unser Gouverneur nie gestatten,“ bemerkte der Schiffsarzt. „Sie müssen sich also gedulden, bis friedlichere Zeiten eintreten, oder wenigstens, bis wir einen andern Gouverneur haben — und das letztere dürfte bald der Fall sein. Freuen wir uns inzwischen, Mr. O’Neil, daß Ihre Gemahlin lebt und, wie dieser Häuptling versichert, im Ganzen gut geborgen scheint. Wer weiß, vielleicht kommt bald der Tag, der Ihnen auch von Ihren Kindern gute Nachricht bringt und Sie mit Ihren Angehörigen wieder vereinigt.“

In diesem Augenblicke meldete die Wache, man sehe im Nordwesten dicke Rauchsäulen aufsteigen.

„Wenn mich nicht Alles täuscht,“ sagte der erste Offizier, nachdem er durch sein Fernrohr geschaut hatte, „so ist es die große Farm Mr. Flints. Man hat ihn schon seit Wochen gewarnt und aufgefordert, nach Auckland zu flüchten, wie die andern umliegenden Farmer; aber er wollte sein Gut nicht verlassen.“

„Mr. Flint?“ fragte der Irländer betroffen — „doch nicht der Agent von Killarney?“

„Es wird derselbe sein, von dem Sie mir neulich erzählten,“ sagte der Schiffsarzt. „Ich fürchte sehr, der Mann muß jetzt für seine Frevel büßen, und vielleicht steht er schon vor seinem Richter.“

„Dann sei ihm der Herr gnädig,“ sprach Patrick O’Neil und schaute mit tiefem Ernste nach der Stelle, von welcher die Rauchwolken dicht und schwarz aufqualmten.

6. „Die Mutter!“

Vier Tage nach den eben erzählten Ereignissen, welche sich auf dem Verdecke der „Seelilie“ in der Bay von Auckland abspielten, standen Patrick O’Neils Knaben auf dem Bergrücken, von dem aus sie zuerst die Schlucht der Kaurisichten gesehen hatten. Bob war reisefertig; denn er als der Älteste wollte den Gang nach dem etwa zwei Tagemärsche entfernten Papakana wagen. „Weiter dürft ihr mich nicht begleiten,“ sagte er zu seinen Brüdern. „Geht jetzt zurück und haltet euch wohl versteckt in der Hütte am Bache oder besser noch in der Höhle, welche wir neulich fanden. Seid recht vorsichtig; denn wenn wir bis jetzt auch keine Maori in der Nähe bemerkten, so kann man doch keinen Tag vor ihnen sicher sein. In fünf oder sechs Tagen komme ich gewiß zurück und bringe euch gute Nachricht.“

„Sei unsertwegen unbesorgt, Bob,“ sagte Johnny; „Bill und ich wollen gewiß vorsichtig sein. Aber sei auch du recht vorsichtig. Habe deine Augen und Ohren offen, und wenn du mit Maori zusammentreffen solltest, so ducke dich in’s Farrenkraut oder Gras und bleibe liegen, bis sie vorüber sind. Laß dich ja nicht verleiten, deine Flinte zu gebrauchen.“

„Ich verspreche es dir, Johnny. Und nun lebt wohl! Meine nicht, Bill, ich komme bald wieder; aber bete zum heiligen Schutzengel, daß er uns Alle beschütze.“

Die Brüder gaben sich die Hand. Dann warf Bob seine Flinte über die Schultern und schritt rüstig thalwärts. Johnny und Bill schauten ihm nach, bis er im gegenüberliegenden Walde noch einmal mit der Hand grüßend verschwand. Auch sie winkten ihm und kehrten dann in die Hütte am Bache zurück. Bob ging inzwischen rüstig voran, die Richtung des Weges nach dem Stande der Sonne schätzend. Zwei oder drei Stunden mochte er zurückgelegt haben, ohne daß er etwas Auffälliges bemerkte; da glaubte er Fußspuren zu bemerken. Er schaute genau zu, und wirklich entdeckte er nach wenigen Schritten Abdrücke nackter Sohlen in dem feuchten Boden. Und siehe da! an einem stacheligen Kaktusbusch hing ein kleiner Kattunsegen. Bob blickte sich und besah ihn genau — da fühlte er plötzlich sein Herz heftig schlagen. Gerade solch ein blaues Kleid mit kleinen rothen Punkten hatte seine Mutter am Tage des Maori-Überfalls getragen! Mit zitternder Hand löste er das Stücklein Zeug von den Stacheln; es war vom Nachthau nicht durchfeuchtet, also erst seit Sonnenaufgang da. Sollte seine Mutter noch leben und so nahe sein? Der Gedanke zuckte wie ein Blitz durch seine Seele; aber alsbald folgte auch der Zweifel: Wie viele Frauen mögen ein ähnliches Kleid haben? Gleichwohl, das Stücklein Kattun war ihm wenigstens eine theure Erinnerung an die liebe Mutter, und er schob es wie ein Kleinod in seine Brusttasche. Dann setzte er den Weg noch aufmerksamer und von Hoffnung beseelt fort.

Der Knabe hatte jetzt einen niedrigen Hügel erstiegen und spähte vom Buschwerk versteckt in einen offenen Thalgrund hinab. Er täuschte sich nicht, er hörte Stimmen, und endlich konnte er ein Maoriweib und einige Kinder erkennen. Sie waren 400 oder 500 Schritte von ihm entfernt mit Ausgraben von Taro-Knollen oder so etwas beschäftigt. Bob strengte sein

gutes Auge an, konnte aber nicht mehr erkennen. Doch dort hinter einem Busche erhob sich der leichte Rauch eines Feuers, und nicht weit davon, halb vom Strauchwerk verdeckt, stand noch eine Gestalt. Es schien ihm, sie sei nicht nach Maori-Art gekleidet; mehr konnte er nicht wahrnehmen, die Entfernung war zu groß. Wohl erinnerte sich Bob an sein Versprechen, den Maori aus dem Wege zu gehen; aber der Gedanke: „Wenn es die Mutter wäre!“ trieb ihn voran. Doch benahm er sich so vorsichtig als möglich. Rasch kletterte er auf einen Baum, von wo er den Abhang und das Thal besser überblicken konnte, und sah zu seiner Freude, daß sich Buschwerk und Farrenkraut bis ganz in die Nähe des Feuers erstreckte. Er kroch also langsam und vorsichtig voran, und nach Verlauf einer bangen Stunde war er der Stelle nahe gekommen. Doch konnte er von seinem Platze aus nur einen kleinen Fleck beim Feuer sehen; das Farrenkraut hinderte ihn an einem freien Ausblicke. Jetzt hörte er Stimmen, Kinderstimmen und Stimmen von Maoriweibern, auch eine oder zwei Männerstimmen und jetzt — der Athem stockte ihm — das war die Stimme seiner Mutter! Aus Tausenden hätte er sie wieder erkannt, obschon sie Maoriworte redete. Es dauerte eine Weile, bevor sein heftig stürmendes Blut sich etwas gelegt und er einer ruhigen Überlegung wieder fähig war. Bob betrachtete es nachher als einen ganz besondern Beistand seines Schutzengels, daß er in der ersten Aufregung sich nicht durch einen Freudenschrei oder eine unvorsichtige Bewegung verrathen hatte.

Mit unsäglichlicher Freude und Qual spähte der Knabe nach der Stelle am Feuer, welche er übersehen konnte. Lange mußte er warten, bis er seine Mutter sah; ja, sie war es, aber so bleich und abgehärmt, daß er sie beinahe nicht erkannt hätte. Doch es war kein Zweifel möglich, Kleidung, Stimme, Geberde verkündeten ihm, daß er sich nicht täusche. Was war nun zu thun? Keine 50 Schritte trennten Mutter und Kind, und doch durfte der Knabe sich nicht zeigen. Er mußte geduldig zuwarten, ob nicht ein gnädiger Zufall ihm erlaube, sich seiner Mutter zu nähern. Minute um Minute verrann. Die Sonne stand bereits Scheitelrecht über dem Thalgrunde, und die Maori schickten sich an, das Feuer zu verlassen. Jetzt brachen sie auf; voran die Kinder, dann die Weiber mit Körben voll Taro-Knollen auf dem Kopfe, und ganz zuletzt zwei Maorikrieger, beide mit Flinten bewaffnet, einer davon offenbar ein angesehener Häuptling. Bobs Mutter ging mitten zwischen den Weibern, ebenfalls einen Korb voll Früchte schleppend.

Es wollte dem Knaben das Herz zerreißen, als er sie so ohne jede Ahnung seiner Gegenwart mit den Maori fortgehen sah. Natürlich folgte er dem Trupp von ferne und gab sich alle Mühe, die Mutter nicht aus den Augen zu verlieren. Jenseits des Thalgrundes ging es wieder eine Höhe hinan. Als er dieselbe rasch und vorsichtig erklimmen hatte, sah er sich einigen Maorihütten gegenüber, die unter Waldbäumen halb versteckt auf einer steil abfallenden Anhöhe lagen. Eine Schlucht, in deren Tiefe der Hokiangafluß brauste, trennte ihn von denselben. Eben sah er seine Mutter mit den Maori auf einem Stege den Fluß überschreiten; dann klangen sie den jenseitigen steilen Berg hinan, und nach einer Viertelstunde waren alle in den Hütten verschwunden. Bob lag stundenlang hinter einem Busche und spähte nach dem Maoridorfe hinüber; aber er sah seine Mutter nicht wieder. Zwei Krieger hatten sich an der Stelle, wo der Pfad zum Fluß hinabführte, wie Wachen

aufgestellt. Gegen Abend stiegen Weiber und Kinder zum Flusse hinab; allein die Mutter war nicht dabei.

Bob umkreiste vorsichtig das Maoridörfchen und sann und sann, aber es wollte ihm kein vernünftiger Plan einfallen. „Wäre nur Johnny da,“ dachte er; „der ist nie um einen klugen Einfall verlegen.“ Und kaum war ihm dieser Gedanke gekommen, so faßte er auch schon den Entschluß, nach der Kaurifischenschlucht zurückzulassen und Johnny zu holen. „Es sind kaum vier Stunden,“ sagte er zu sich; „wenn die Sonne untergeht, wird mir der Vollmond leuchten, und bevor es tagt, bin ich mit Johnny wieder zur Stelle.“

Gesagt, gethan! Die Liebe beflügelte seine Schritte; er lief und

lief, und lange vor Mitternacht klopfte er an der Hütte seiner Brüder.

Mit den Worten: „Die Mutter! die Mutter!“ stürmte er

hinein, als Johnny öffnete. Es dauerte eine gute Weile, bis die Brüder Bob verstanden; aber dann war auch aller Schlaf wie

weggezauert. Sie weinten, sie lachten, sie umarmten sich, und endlich setzten sie sich zusammen und hielten großen Kriegsrath. „So kann es gehen,“ sagten endlich die Knaben. Gegen Mitternacht wollten Bob und Johnny miteinander aufbrechen; aber Bill war um nichts in der Welt zu bestimmen, zurückzubleiben.

„Ihr wollt die Mutter befreien,“ sagte er, „und ich soll nicht dabei sein? Nehmt mich mit, nehmt mich mit! Ich will ganz folgsam sein und euch gewiß durch keinen Laut verrathen und schließlich, wenn es gilt, mit euch um die Wette laufen.“

„So kommt denn mit, Bill!“

„Danke, guter Johnny; danke, lieber Bob! Und ihr sollt sehen, daß ich euch recht nützlich sein werde. Jetzt kommen wir alle drei — Mutter!“
(Fortsetzung folgt.)



Die Wache vor dem Maori-Dorfe.